

Achtes Buch.

Die Zeit der Entstehung und Ausbildung des gothischen Styls. Von der Mitte des zwölften bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Erstes Kapitel.

Historische Einleitung.

Die vorige Epoche giebt, so stürmisch und gewaltsam es im Einzelnen hergehen mochte, ein Bild geistiger Ruhe; die Anschauungen und Anforderungen, die Institutionen und Verhältnisse blieben dieselben, entwickelten sich nur allmählig mit grösserer Klarheit. Die, welche wir jetzt beginnen, zeigt dagegen bis zu ihrem Schlusse eine fortwährende Bewegung; vielleicht kann kein anderes Zeitalter im ganzen Umfange der Geschichte ein so jugendlich frisches Treiben und Fortschreiten aufweisen. Das Ritterthum bildete sich aus und gab feste gesellige Verhältnisse; bürgerliche Sitte und städtische Verfassungen entstanden, die fürstliche Gewalt fasste ihre Aufgabe richtiger ins Auge, das ganze complicirte System bedingter Selbstständigkeit und aristokratischer Gliederung im Staate und in der Kirche entwickelte sich. Das Nationalgefühl erwachte, die Landessprachen tönnten lustig und feierten ihre Jugend in kühner Poesie, die Scholastik bemächtigte sich nicht bloss der Schule, sondern wirkte auch vielfach auf das Leben ein, das religiöse Gefühl wurde inniger, hingebender und zugleich klarer. Eine Fülle von scheinbar einander widersprechenden Kräften regte sich gleichzeitig, und das Ganze bildete dennoch, statt von ihnen gesprengt zu werden, einen wohlgeordneten Organismus mit allseitiger Wechselwirkung seiner einzelnen Theile.

Fragen wir nach den Ursachen und der Richtung dieser Bewegung, so ist zunächst zu bemerken, dass sie ganz auf dem Grunde fusste, der in der vorigen Epoche gelegt war, auf dem Begriffe eines christlichen Weltregiments, einer sichtbaren, mit dem Staate in Wechselwirkung stehenden

Kirche. Dieser Begriff war in der vorigen Epoche einseitig, aber auch so kräftig ausgeprägt, dass er für eine Reihe von Jahrhunderten als unerschütterliche Voraussetzung feststand. Aus ihm ging nun, wie aus einem harten aber kräftigen und gesunden Stamme der reiche Schmuck von Aesten und Zweigen mit ihren Blättern und lieblichen Blüten, die weitere Entwicklung hervor, und rasch, wie vom Hauche des Frühlings angeweht, stand der ganze Baum in der vollen Pracht seiner Erscheinung da. Wenn man betrachtet, in wie verhältnissmässig kurzer Zeit diese Umgestaltung des öffentlichen und des individuellen Lebens auf allen Gebieten vollbracht wurde, muss man über die Fülle von Begeisterung, Kraft und Ausdauer erstaunen, welche dieser Zeit verliehen war.

Es war nicht etwa das fortreissende Beispiel einzelner grosser Männer, auch nicht gerade der Einfluss erschütternder Ereignisse, was dieses Wunder bewirkte, es war das Reifen der inneren Kraft, das plötzlich auf allen Gebieten neue Erscheinungen hervortrieb.

Allerdings hatten die Kreuzzüge und ihre Folgen, die nähere Bekanntschaft der abendländischen Völker mit der alten Civilisation der Griechen und mit der praktischen Gewandtheit und Lebensklugheit der Araber, die Eröffnung neuer Handelswege, das durch die Geldbedürfnisse des Adels bedingte Emporkommen der Städte und der fürstlichen Macht, wesentlichen Einfluss auf die Umgestaltung der bisherigen Zustände. Aber alle diese Umstände wurden nur durch die veränderte Stimmung der Völker so wichtig, sie bildeten nur Beförderungsmittel, nicht die eigentlichen Ursachen dieser Entwicklung. Die Kreuzzüge selbst gleichen den Aequinoctialstürmen, welche dem Erblühen der Erde vorhergehen, es scheinbar hervorrufen, aber dennoch nur die Folge des Sonnenlaufs und der dadurch bewirkten Erdwärme sind, welche nach diesen Stürmen, aber nicht vermöge derselben in tausend Blüten hervorbricht.

Der innere Grund des ganzen Processes war die religiöse Begeisterung, welche, durch die Entwicklung der Kirche genährt, durch die starre Auffassung des Begriffs der Tradition und durch die ascetische Behandlung des Lebens wie durch einen Winterfrost bisher zurückgehalten aber auch erstarkt, nun, durch die äusseren Ereignisse und namentlich auch durch die Kreuzzüge von diesem Zwange befreit, ihre Flügel mächtig regte. Die Völker machten die Erfahrung, dass auch im weltlichen Kleide ein christliches, für die Sache des Glaubens und der Kirche thätiges Wirken möglich sei, und diese Erfahrung gab ihnen den Antrieb, sich auf allen Gebieten des Lebens freier zu bewegen. Ein Gefühl erfüllte sie, ähnlich dem der ersten Liebe; die Welt erschien ihnen, obgleich dieselbe und von demselben Standpunkte aus betrachtet, in verändertem Lichte, sie traten ihr mit unbestimmtem, aber hoffnungsvollem Verlangen entgegen, sie waren sich bewusst, nach

einem höheren, jedes Opfers würdigen Gute zu ringen, und erlangten dadurch den Muth und die Ausdauer, auch das Schwerste zu wagen. Diesem geistigen Streben kamen denn auch, nach dem in der Weltgeschichte stets erkennbaren Walten der Vorsehung, die äusseren Umstände begünstigend entgegen und gaben Erfolge, die zu neuen Schritten ermuthigten.

Obgleich der Grund dieser umgestaltenden Thätigkeit ein einziger war, äusserte sie sich doch in zwei verschiedenen Richtungen und Formen, in der des abstracten, kalten und reflectirenden Verstandes und in der des überschwänglichen Gefühls. Allerdings sind bei allen concreten Erscheinungen beide Kräfte wirksam, aber gewöhnlich so, dass die eine oder die andere überwiegt und den Lebensäusserungen ihren Charakter giebt. Hier dagegen finden wir beide gleich thätig und in einzelnen Erscheinungen das Gefühl, in anderen den abstractesten Verstand vorwaltend, oft beide zugleich in äusserster Schärfe ausgeprägt. Offenbar ist dies die Wirkung des grossen Gegensatzes der Tradition gegen die Naturkraft der Völker, der sich nun in veränderter, minder schroffer Gestalt zeigte. Die Tradition trat nicht mehr als unerörtertes Gesetz auf, sondern liess sich in verständigen Argumenten vernehmen, das Naturelement entwickelte sich zu feineren Gefühlen. Die verständige Thätigkeit zeigte sich am reinsten in der scholastischen Wissenschaft, und wirkte hauptsächlich auf die Umgestaltung der kirchlichen und politischen Verhältnisse ein, das Gefühlsleben bildete das Ritterthum und gab dem Volksleben in allen Beziehungen eine veränderte Gestalt. Die Keime beider liegen allerdings schon in der vorigen Epoche, ihre Blüte und ihre Einwirkung auf das Gesammtleben der Zeit gehört aber der gegenwärtigen an.

Betrachten wir zunächst die kirchlichen Verhältnisse, so war schon die Entstehung der scholastischen Wissenschaft ein folgenschweres Ereigniss. Es lag in ihr eine unbewusste Protestation gegen die unbedingte Herrschaft der Tradition; man wollte den Glauben erobern, ihn nicht mehr in der Form des Buchstabens, sondern mit innerem Verständniss besitzen. Der Eifer, mit welchem die Schüler den Hörsälen zuströmten, beweist, dass man die Wissenschaft in diesem Sinne auffasste, dass diesem geistigen Streben ein Bedürfniss des Gefühls zum Grunde lag. In der That war die Frömmigkeit zwar nicht eine geringere, aber wohl eine andere geworden, als in der vorigen Epoche. Sie begnügte sich nicht mehr mit blinder Unterwerfung unter das Gesetz der Kirche, sie war inbrünstiger, selbstthätiger, trat in wärmeren, persönlichen Aeusserungen hervor, strebte sich dem Heiligen zu nähern. Sie blieb wundergläubig und wundersüchtig, aber sie verlangte Wunder anderer Art, begreiflichere und anmuthigere. Phantasie und Poesie drangen mehr in die Gebiete des Glaubens ein; die Vergangenheit trat zurück, die Sage schloss sich an die Gegenwart an. Die Kirche musste dieser schwärmeri-

schen Erregung nachgeben; ihre Glieder waren selbst davon ergriffen; sie musste subjectivere Aeusserungen der Frömmigkeit gestatten, sich ihnen anbequemen, neuen Anforderungen genügen, anderen Heiligen den Vorrang einräumen. Der Mariencultus, freilich schon seit Jahrhunderten in steigender Bedeutung, wurde immer mehr vorherrschend, man dachte sich die Mutter Gottes doch fast in der Weise einer edeln ritterlichen Frau, milde und nachsichtig, fern von der unerbittlichen Strenge der älteren Kirche, auch weltlichen Empfindungen, die nicht ohne Eitelkeit und Sünde sein konnten, schonende Berücksichtigung gewährend¹⁾. Die ritterlichen Heiligen erhielten immer zahlreichere Altäre; die Feste wurden vermehrt und mit grösserem Prunk gefeiert, die Dogmatik blieb nicht mehr dieselbe, das Wunder musste der Gegenwart näher gebracht, die sühnende Kraft zugänglicher werden. Die Lehre von der Transsubstantiation, die bei ihrer ersten Aufstellung im neunten Jahrhundert wenig Anklang gefunden hatte, ging jetzt in das Volksbewusstsein über; die Scholastik gab ihr den Namen, ein lateranensisches Concil unter Innocenz III. die kirchliche Bestätigung. Die Lehre vom Ablass, früher von den Theologen gemissbilligt oder beschränkt, wurde durch die grossen Scholastiker Albertus magnus und Thomas von Aquino geregelt und zum System erhoben.

Besonders aber wurde die Stellung der Hierarchie eine andere. Zunächst schien sie zu gewinnen. Indem die Nationen sich ausbildeten und mächtige Königreiche entstanden, war sie gegen das Uebergewicht der Kaiser mehr als bisher gesichert. Sie konnte als Vermittlerin und Richterin zwischen den grossen weltlichen Mächten auftreten, sie erlangte dadurch das Recht und gewissermaassen die Pflicht, sich auch mit den Zeichen weltlicher Macht zu umgeben. Es war ihre glänzendste aber freilich nicht mehr ihre grossartigste Zeit. Sie musste sich auf die Wirklichkeit, auf weltliche Händel und rechtliche Deductionen einlassen, konnte die Reinheit und Consequenz des Hildebrandinischen Systems nicht bewahren, eine unbedingte, auch die weltlichen Gebiete umfassende Herrschaft nicht mehr in Anspruch nehmen. Sie musste theilen, konnte der Lehre von zwei auf Erden walten-

¹⁾ Wie sehr diese Auffassung nicht bloss in ritterlichen Kreisen, sondern selbst im Kloster herrschte, beweisen die überhaupt höchst lehrreichen und anziehenden Dialoge des Caesarius von Heisterbach (ed. Strange 1851). Der strenge Novizenlehrer nimmt keinen Anstand, seinem Schüler zu erzählen, wie die heilige Jungfrau (Dist. 7, cap. 38, Vol. II, p. 49) für einen edeln Ritter, der, um die Messe zu hören, den Anfang des Turniers versäumt, in den Schranken aufgetreten sei, und in seiner Gestalt Siege erkämpft habe, wie sie ferner (daselbst cap. 34) die Stelle einer entlaufenen Nonne im Kloster vertreten, bis diese bussfertig zurückkehrt, wie sie endlich den von sündhafter Liebe entzündeten Ritter durch ihre Schönheit und durch ihren Kuss geheilt habe (daselbst cap. 32).

den Schwertern nicht anhaltend widersprechen. Auch die Fürsten waren besser berathen, wussten die Consequenzen ihrer von Gottes Gnaden stammenden Gewalt besser zu ziehen, hatten die Völker oft auf ihrer Seite. Selbst der heilige Ludwig unterwarf die über ihn verhängte Excommunication dem Spruche seiner Richter, und einzelne Städte hielten sich berechtigt, päpstlichen Aussprüchen Anerkennung und Folgeleistung zu versagen¹⁾. Der Kampf weltlicher und geistlicher Herrschaft währte daher noch fort, entbrannte heftiger wie je, aber er bewegte sich in festen Bahnen, vermochte nicht mehr die Gemüther zu verwirren. Es handelte sich nicht mehr um die Allgewalt der einen oder der andern Macht, sondern um die Grenzen beider; man stritt nicht mehr über allgemeine Begriffe, sondern über bestimmte Rechte; man stützte sich auf Urkunden und Präcedentien. Und ebenso verhielt es sich in staatsrechtlicher Beziehung. Das Einzelne war noch vielfach dunkel und ungewiss, aber die allgemeinen Begriffe des Lehnsstaates, der städtischen Freiheiten, der königlichen Gewalt standen fest, man hatte Analogien und urkundliche Entscheidungsquellen. Alle Verhältnisse begannen sich zu ordnen. Ueberall war man aus der Sphäre des Unbedingten und Theoretischen auf den festen Boden des Wirklichen und Ausführbaren gelangt.

Bei allem diesem war denn die Scholastik höchst wichtig. Die Uebung im Distinguiren, im Umgrenzen und Feststellen von Begriffen, welche sie an schwierigen Glaubenslehren erlangt hatte, machte sie höchst geeignet, das Chaos rechtlicher Ansprüche zu ordnen. Sie führte daher wie in der Theologie so im öffentlichen Leben das Wort und blieb auch den Spitzfindigkeiten ritterlicher Courtoisie nicht fern, so dass auf der Oberfläche des Lebens, in Staat und Wissenschaft, in rechtlichen und staatlichen Verhältnissen, in der Schule und in vornehmen Kreisen der scharfe Ton scholastischer Dialektik herrschte.

Dies abstracte Element erforderte und erhielt dann aber sein Gegengewicht durch die Natürlichkeit der Sitte und durch die Wärme und Frische des Gefühls, welche sich im Volke und bei den höheren Ständen, in religiöser Beziehung wie in der Freude des Genusses geltend machte. Das Leben war noch keinesweges milde und geebnet. Die ritterliche Sitte musste manche Härten gestatten und war jedenfalls ausser Stande, die rohen Gewohnheiten, welche seit Jahrhunderten bestanden, zu vertilgen und die Ausbrüche der Leidenschaft- und Begierde zu bändigen. Selbst in der höchsten Sphäre, an den Höfen der Könige, unter Staatsmännern und Kirchenfürsten, geht es noch oft her wie in den Kreisen roherer Stände oder halbgebildeter Jugend. Aus unbedachten oder über-

¹⁾ Zürich (Joh. v. Müller, Schw. G. Bd. I, Kap. 16, S. 373), Parma (v. Raumer's Hohenstaufen III, 341) und sonst häufig.

müthigen Worten, aus überschwänglichen Aeusserungen des Gefühls entstehen Missverständnisse und Unschicklichkeiten, die sofort von der andern Seite in gleicher Weise erwiedert werden, und bei dem allseitigen Mangel an Selbstbeherrschung und Klarheit schnell zu aufgeregten Szenen, zum blutigen Streite oder auch zu Thränen und gewaltsamen Ausbrüchen wärmeren Gefühls führen.

Allein diese jugendlichen Schwächen wurden durch die Vorzüge der Jugend aufgewogen. Die Welt war mehr als je begeisterungsfähig und von grossen Ideen bewegt; die kleinlichen Rücksichten des bürgerlichen Lebens, die conventionelle Lüge angelernter Formen, der geregelte, kalte Egoismus, den die Civilisation begünstigt, kamen noch nicht auf; das Wort entsprang noch aus dem Herzen, wenn nicht aus der tiefsten bleibenden Wahrheit, doch aus der Stimmung des Moments. Liebe und Hass, Beständigkeit und Wankelmuth, Kraft und Milde traten, wo sie vorhanden waren, unverkennbar ans Licht. Selbst die tragischen Ereignisse, zu welchen die leidenschaftlichen Verirrungen führten, dienten dazu, die Tiefen der menschlichen Natur zu erschliessen und das Mitgefühl wach zu erhalten. Es herrschte eine poetische Stimmung, welche den wirklichen Ereignissen für die Mitlebenden, wie für uns Entfernte, den Reiz der Dichtung verlieh.

In anderen Zeiten stehen die poetischen Elemente in einem Gegensatze zu den Regeln gesetzlicher Ordnung, oder suchen sich doch ihnen zu entziehen. Hier dienten gerade die Institute höherer Gesittung zur Ertwicklung des poetischen Sinnes. Das Ritterthum, ungeachtet seiner aristokratischen Absonderung von den unter ihm stehenden Ständen, gab doch wieder Motive, welche die Unterschiede aufhoben und ausglich. Es beruhete seinem Gedanken nach auf einer Erhebung über äusserliche Rücksichten. Macht, Reichthum und alle Gaben des Glückes sollten moralischen Vorzügen nachstehen, ein gemeinsames Band des Gelübdes verschiedene Stufen des Ranges umfassen. Die Fürsten, die über Land und Leute geboten, die Besitzer ausgedehnter Güter gehörten mit den vermögenslosen Söhnen ritterbürtiger Häuser, welche Dienste suchend umherzogen, zu demselben Stande, erkannten sich als gleichberechtigt mit ihnen an, hatten wenigstens gleiche Pflichten. In Beziehung auf diese war sogar der Arme im Vortheil; der Fürst, den politische Verhältnisse banden, der reiche Erbe, der seine Güter zu bewahren und zu vermehren bedächt sein musste, konnte sich den Anforderungen der Ehre und des Ruhmes nicht so unbedingt hingeben, wie der einfache Rittersmann, dessen ganze Habe in seinem Ross, seinen Waffen und seinem Namen bestand. Dieser hatte dadurch Gelegenheit, sich jenem gleichzustellen, ihn an Ruhm zu übertreffen und den Werth jener sittlichen Anforderungen durch Wort und That zu steigern.

Vor Allem äusserte sich die poetische Richtung des Ritterthums in der

gesteigerten Verehrung der Frauen und in der idealen Auffassung der Liebe, die mit dem Anfange dieser Epoche begann oder doch allgemeiner wurde. An die Stelle der leidenschaftlichen Begierde, welche in der vorigen Epoche zum Frauenraube und zu anderen stürmischen Ereignissen geführt hatte, trat jetzt eine Ansicht, welche die Frauen wie höhere Wesen, die Liebe als unwiderstehliche Macht, als höchste Blüthe und Zierde des Lebens, als würdigsten Gegenstand des Denkens und Dichtens betrachtete. Zwar übte diese Ansicht keineswegs einen tiefen und bleibenden Einfluss auf die Gestaltung fester sittlicher Verhältnisse; die Ehen wurden nach wie vor mehr nach äusseren Rücksichten, als nach den Bedürfnissen der Herzen geschlossen, sie wurden nicht unglücklicher, aber auch nicht inniger und reiner als zuvor. Aber dies schwächte die Bedeutung der Liebe nicht, diente vielmehr dazu, ihr einen Schein höherer Idealität zu verleihen. Die ganze ritterliche Welt verhielt sich wie erregte Jünglinge, für welche die Liebe an und für sich und ohne Hinblick auf die Ehe einen Gegenstand der Begeisterung bildet, deren Leidenschaft durch den Widerspruch, welchen die Wirklichkeit ihr entgegensetzt, nur zur höchsten Gluth gesteigert wird. Und diese Steigerung war für jetzt noch wirkliche Wahrheit, kein Scheingefühl, nicht blosse Courtoisie. Die tragischen Geschichten, welche seitdem so viele Herzen gerührt haben und bis auf unsere Tage im Liede nachklingen, beruhen meistens auf wirklichen Begebenheiten dieser Tage. Jetzt fasste Jaufre Rudel für die nie gesehene Gräfin von Tripolis eine glühende Leidenschaft, die ihn erkranken machte und zu Schiffe trieb, um zu ihren Füßen Sehnsucht und Leben auszuhauchen; jetzt gab die Eifersucht dem Herrn von Fayel die rohe Grausamkeit ein, welche die keusch verborgene Flamme seiner Gattin zum tödtlichen Ausbruche brachte¹⁾. Mag auch die Sage in diesen Fällen den wirklichen Hergang ausgeschmückt und entstellt haben, so ist Abälard's Geschichte streng historische Wahrheit, und Heloise, die gelehrteste Frau nicht bloss ihres Jahrhunderts, spricht in den strengen Worten klassischer Latinität eine Entschlossenheit der Leidenschaft aus, welche selbst die Grenzen der Weiblichkeit überschreitet²⁾.

Wie sehr hatte sich die Welt im Laufe von etwa fünfzig Jahren verändert. Was vor den Kreuzzügen noch als Frevel aufgefasst, ja durch die Strenge des entgegenstehenden Gebots wirklich zur Verzweiflung und zum

¹⁾ Jaufre Rudel, Prinz von Blaya, 1140—1170. Guillem von Cabestaing, dessen Geschichte die Quelle der Sage vom Castellan von Coucy zu sein scheint, starb zwischen 1180—1196. Diez, Leben und Werke der Troubadours, S. 52 und 77.

²⁾ In einem ihrer Briefe sagt sie: Deum testem invoco, si me Augustus universo praesidens mundo matrimonii honore dignaretur, totumque mihi orbem confirmaret in perpetuum praesidendum, carius mihi et dignius videretur tua dici meretrix quam illius imperatrix.

Frevel gesteigert worden wäre, hatte jetzt einen Anspruch auf Schönheit oder doch auf Entschuldigung und Theilnahme. Man darf diese poetische Stimmung nicht aus vereinzelt Ursachen erklären; sie entstand durch die ganze Lage der Dinge, als ein nothwendiges Glied des Entwicklungsganges der Völker, sie erhielt von allen Seiten Anregung und Nahrung.

Es ist wahr, dass schon die äussere Geschichte seit den Kreuzzügen eine hochpoetische war; mit ihrer kühnen Begeisterung, mit allen Episoden von Glück und Unglück der Einzelnen, mit der reichen Scenerie orientalischer Länder mussten sie die Phantasie im höchsten Grade reizen. Allein diese äusseren Ereignisse erzeugten jene poetische Stimmung nicht, sie gingen vielmehr aus derselben hervor, und auch die Rückwirkung, welche sie auf die Gemüther ausübten, war durch die Empfänglichkeit derselben bedingt. Eine alternde Welt, welche jene kühnen, aber schlecht vorbereiteten Züge mit Kopfschütteln, den Enthusiasmus mit Zweifeln betrachtet hätte, wäre auch durch diese Ereignisse nicht fortgerissen worden.

Man hat ferner manche Elemente dieser poetischen Stimmung, die Lust an Abenteuern und selbst die Auffassung der Liebe, aus der Berührung der christlichen Ritter mit den Arabern erklären und von diesen herleiten wollen. In der That war das Beispiel dieser feurigen Orientalen nicht ohne Einfluss auf das Abendland, dieser Einfluss war selbst bei weitem bedeutender als der, welchen byzantinisches Wesen jemals gewonnen hatte. Die Byzantiner erschienen, obgleich Christen, verächtlich und hassenswerth, die Araber, obgleich Ungläubige, nöthigten Achtung und selbst Neigung ab. Ihr Geist war dem germanischen verwandt, freiheitsliebend, aufopferungsfähig, ritterlich; ihre poetische Richtung hatte Vieles mit der, die sich im Abendlande auszubilden begann, gemein; ihre Religiosität beruhete auf Gedanken, die dem Christenthume entlehnt, und auf orientalischen Anschauungen, die den hebräischen Ueberlieferungen verwandt waren. Dabei aber hatten sie bei geringerer Tiefe des Gemüths eine grössere Eleganz der Sitte und eine schon weiter vorgeschrittene Civilisation als die Abendländer. Diese konnten daher ihren ungläubigen Gegnern Anerkennung nicht versagen und mussten ihren Vorzügen nachstreben. Sehr tief war aber dennoch dieser Einfluss nicht, wir können ihm weder eine wesentliche Förderung, noch eine Hemmung der bereits begonnenen Entwicklung zuschreiben. Allerdings nahmen die im Orient geborenen Nachkommen der Kreuzfahrer, theils durch das Beispiel der Araber, theils durch das verführerische Klima bestimmt, orientalische Sitten an, aber die Erfahrung zeigte alsbald die Unvereinbarkeit derselben mit dem abendländischen Charakter; sie wurden weichlich, charakterschwach und hinterlistig, und waren den nachfolgenden Kreuzfahrern verhasst und verächtlich. Nur einzelne Aeusserlichkeiten der Tracht und der häuslichen Bequemlichkeit oder

auch polizeiliche Einrichtungen ¹⁾ gingen bleibend in das Abendland über, aber ohne tieferen Einfluss zu üben. Ebenso gestaltete es sich auf wissenschaftlichem Boden. In der Medicin, der Mathematik und anderen Fachwissenschaften waren die Araber eine Zeitlang die Lehrer der Christen, aber die Scholastik, obgleich sie die arabischen Schriften nicht unbeachtet liess und durch sie mit einigen Werken griechischer Philosophen bekannt wurde, ging doch ihren selbstständigen Weg. In der Poesie können wir den Umfang dieses Einflusses sehr genau ermessen. Die ritterlichen Dichter sind keineswegs intolerant, sie nehmen nicht Anstand einzelne Heiden in ehrenwerther Gestalt auftreten zu lassen, sie mischen statt der Gnomen und Elfen der nordischen Fabelwelt Feen und Zauberer ein, sie haben endlich den schlichten, strengen Ton der ältern abendländischen Dichtungen verlassen und eine Neigung zum Uebertriebenen, Weichlichen und Schwülstigen angenommen, welche einigermassen an den Orient erinnert. Allein sie haben kein orientalisches Gedicht, nicht einmal aus denselben entlehnte Stoffe oder Gestalten übernommen ²⁾, und jene Neigung zum Uebertriebenen und Sentimentalen findet sich in der abendländischen Sitte von selbst und zwar schon sehr frühe und neben den Zügen sehr primitiver Naivetät und selbst Derbheit. Schon am Ende des zwölften Jahrhunderts wird es gerügt, dass die Damen die rothe Farbe der Wangen als bäuerisch betrachten, dass sie fasten, um bleich zu werden, dass sie dies als die Farbe der Liebenden bezeichnen ³⁾. Und diese Sentimentalität wurde nicht durch arabische Vorbilder, sondern vielmehr durch recht christliche und abendländische erzeugt. Die klösterlichen Vorstellungen hatten den wesentlichsten Einfluss auf die Gestaltung der ritterlichen Sitte; der edelste der weltlichen Stände wetteiferte mit dem geistlichen, die Courtoisie wurde eine Regel wie die der geistlichen Orden,

¹⁾ So waren z. B. die Araber die Erfinder des Passwesens, das von ihnen auf die abendländischen Fürsten überging. Im Vertrage zwischen Richard Löwenherz und Saladin wurde namentlich bestimmt, dass nur solche Pilger in Jerusalem zugelassen werden sollten, welche Briefe des Königs oder seines Stellvertreters bei sich führten (*qui suas literas haberent vel comitis Henrici*).

²⁾ Die didaktischen Erzählungen und Märchen des Orients, die allerdings in die abendländische Literatur übergingen, kamen mehr in den Gebrauch des Volkes als der höheren Stände und hatten auf die ritterliche Sitte keinen Einfluss. Auch ist ihr Inhalt überwiegend ein rein menschlicher, der nur den Sinn für Erfahrung und Lebensklugheit anregte, ohne neue Elemente herbeizuführen.

³⁾ Es ist der Engländer Alexander Neckam oder Nequam († 1215), bei dem wir diese Rüge finden:

Altera jejunat mense, minuitque cruorem
Et prorsus quare palleat ipsa facit.
Nam quae non pallet sibi rusticaquaeque videtur,
Hic decet, hic color est verus amantis ait.

die Liebe eine Verehrung, welche ihren Maassstab und Ton von der inbrünstigen Frömmigkeit entlehnte, der Spiritualismus des Klosterlebens führte auch im gesellschaftlichen Leben dahin, dass man die einfache Natürlichkeit verschmähte und sich in künstlicher Steigerung gefiel. Der so oft wiederkehrende Irrthum, das Ungewöhnliche und Unnatürliche für vornehm zu halten, findet sich schon jetzt.

Allein noch waren die gesunden Elemente zu kräftig, um dieser falschen Richtung tiefern Einfluss zu gestatten. Es lag denn doch in dieser Weichlichkeit ein zu schroffer Gegensatz gegen die Festigkeit und Beharrlichkeit der Heiligen und Kirchenfürsten, gegen die ruhige, männliche Kraft des germanischen Charakters, gegen den Ernst des Kampfes, der noch fortgesetzt wurde, gegen die logische Gründlichkeit, die aus den Hörsälen der Scholastiker mehr und mehr in das Leben überging. In der That bildete jene weiche Sentimentalität nur eine Seite der Entwicklung, und neben ihr trat, besonders in der ersten Hälfte der Epoche, in allen ernsten und rechtlichen Beziehungen noch eine grosse Schroffheit und selbst Härte hervor. Die Extreme standen auf dem sittlichen Gebiete nahe neben einander. Aber eben dadurch entstand eine grosse Mannigfaltigkeit und allmählig, je mehr im Laufe der Zeit diese beiden widerstrebenden Elemente verschmolzen, eine bewundernswürdige Kraft und Schönheit der hervorragenden Charaktere. Diese Epoche gewährt uns daher auch in dieser Beziehung ein Bild des Fortschrittes; wir können es an den hervorragenden Gestalten der Geschichte beobachten, wie die Charakterbildung allmählig zu grösserer Reife gedeihet.

Schon am Anfange dieser Epoche finden wir bei den weltlichen Leitern der politischen Verhältnisse nicht mehr jenes unsichere Schwanken, wie früher, aber sie bleiben sich denn doch noch selten treu und verfahren selbst bei wohlbegründeten Ansprüchen mit Härte und Gewaltsamkeit. Dies zeigt sich besonders bei Briten und Franzosen; ihre Könige Heinrich II. und Philipp August führen die Rechte ihres weltlichen Berufs mit eiserner Consequenz und selbstbewusster Kühnheit durch, verschmähen aber auch kein Mittel, und verrathen noch die frühere Rohheit der Gesinnung. Milder, gehaltener, würdiger ist schon die Gestalt des grossen Hohenstaufen, Friedrichs I.; auch er scheut zwar die äusserste, selbst grausamste Strenge nicht, aber er wendet sie nur da an, wo die Härte seiner Gegner ihm einen politischen Grund giebt, nicht aus blinder Leidenschaft. Es geht sogar ein Zug von Gemüthlichkeit und Weichheit durch sein Wesen. Die Kontraste treten grell hervor, wenn der Zerstörer Mailands vor seinem mächtigen Vassallen, Heinrich dem Löwen, fussfällig bittet. An Richard Löwenherz sehen wir die höchste Steigerung ritterlicher Bravour, aber er sucht seinen Ruhm nur in der Kraft des Armes, nicht in edler Sitte, seine Habsucht und Gewaltthätigkeit äussert sich in unverschleierter Rohheit.

Mit dem Beginne des dreizehnten Jahrhunderts finden wir uns in einer milderen Atmosphäre. Der Ueberrest des Gewaltsamen und Starren, der den Helden des vorigen Jahrhunderts noch anhaftete, verschwindet nun auch; man handelt nicht bloss nach verständiger Ueberlegung, sondern mit Leichtigkeit und Sicherheit. Die Grenzen des Erlaubten und Verbotenen sind bereits besser festgestellt, die Sitten ausgebildet. Man begnügt sich nicht damit, das Nützliche und Richtige zu thun, sondern fordert auch eine würdige und anständige Form. Auch jetzt noch fehlt es nicht an Härten und Uebergriffen, aber sie tragen nicht mehr den Stempel des Unsichern, Leidenschaftlichen, man berücksichtigt die Anforderungen der Menschlichkeit und der Sitte auch da, wo man sie verletzt, man will von der Welt verstanden und beurtheilt werden. Die wissenschaftlichen und poetischen Elemente sind in das Leben eingedrungen und geben, verbunden mit der noch immer vorherrschenden Jugendlichkeit, den Thaten den Ausdruck genialer Kühnheit. Eine hervorragende, charakteristische Gestalt dieser Zeit ist Friedrich II., ein Fürst von durchdachten Planen, das Staatsleben schon in allen Beziehungen überblickend, einsichtiger Gesetzgeber, für Wissenschaft und Kunst empfänglich, dabei aber ein wahrer Ritter, die Welt händel wie kühne Abenteuer durchkämpfend, prachtliebend, geistreich, von Sängern umgeben, auf den Ruhm edler Sitte Anspruch machend und selbst den eines Meisters in der nobeln Passion der Falkenjagd nicht verschmähend. Sein grosser Gegner, Innocenz III., ist ihm, so viel es die Verschiedenheit ihrer Stellung gestattet, ganz ebenbürtig, klug, kühn und prachtliebend wie Friedrich, gelehrt, ein Meister scholastischer Kunst und symbolischer Deutung, auf theoretischem Gebiete ebenso gross wie auf politischem, in seinen Ansprüchen über das Maass des Richtigen und Ausführbaren hinausgehend, aber dennoch im Ganzen im guten Glauben seines Rechts, nicht unzugänglich für Gegen Gründe. Eine schönere Erscheinung auf geistlichem Gebiete ist freilich der Bürgerssohn von Assisi, der heilige Franciscus, aber auch er ist ganz diesem Zeitalter angehörig und charakteristisch für dasselbe. Seine Frömmigkeit, die tiefste und innigste, hat sich dennoch von der Autorität losgerissen, seine Opposition gegen den Reichthum der Kirche athmet den demokratischen Geist des aufkommenden Bürgerthums und wird mit ritterlicher Kühnheit durchgeführt, und seine schwärmerische Liebe, obgleich der Armuth Christi als seiner Braut gewidmet, hat eine innere Verwandtschaft mit der weltlichen Leidenschaft des Troubadours. Weniger genial, aber nicht weniger liebenswürdig als dieser Apostel der Armuth ist sein Genosse in den Schaaren der Heiligen, Ludwig IX. von Frankreich. Der sorgfältigste Beobachter aller kirchlichen Vorschriften, ein Vorbild tiefer, demüthiger Frömmigkeit und christlicher Tugend, strenge gegen sich selbst, nachsichtig gegen Andere, zärtlicher Sohn und Gatte, treuer Freund, ist er

zugleich ein kräftiger Fürst und mannhafter Ritter, gerechter, aber auch, wenn es sein muss, strenger Richter seiner Unterthanen, tapferer, wenn auch unglücklicher Streiter gegen die Ungläubigen, ein gehorsamer Sohn der Kirche und dennoch wieder unerschütterlich fest, wenn es gilt, die Rechte seiner Krone und seines Landes gegen die Ansprüche der Hierarchie zu vertreten.

Wenn in diesen grossen und edeln Gestalten die jugendliche Frische des Zeitalters allmählig mehr und mehr zu männlicher Kraft erstarkt, so zeigt die Geschichte freilich auch die Kehrseite dieses Bildes. An die Stelle der früheren Rohheit ist jetzt eine fast raffinierte Bosheit getreten, auch das Böse hat System und äussert sich mit einer frechen Genialität. Das stärkste Beispiel finden wir auf italienischem Boden, in dem Tyrannen von Padua, dem berühmten Ezzelin von Romano, dessen Klugheit und Kühnheit mit seiner Ruchlosigkeit gleiches Maass hielt. Aber alle Länder, besonders auch Deutschland, waren voll von solchen kleinen Tyrannen, welche den ritterlichen Muth nur in Räubereien und Gewaltthaten zeigten und sich dafür durch äussere Kirchenbussen mit dem Himmel abfinden zu können glaubten¹⁾. Allein selbst diese gesteigerte Anmaassung und Bosheit giebt einen Beweis für den idealen und kräftigen Charakter dieser Epoche. Es war eben eine Zeit, welche alles auf die Spitze trieb; die Verbindung des scholastischen Elements abstracter Consequenz mit der Jugendkraft der Völker erzeugte die Neigung und den Muth, jede Anlage und Richtung einseitig und schroff auszubilden. Es entsteht dadurch eine plastische Anschaulichkeit der Charaktere und eine Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, welche der Geschichte den höchsten Reiz verleiht.

Nicht bloss unter den hervorragenden Gestalten, sondern in allen Kreisen des Volks standen die schärfsten Gegensätze im Ganzen wie im Einzelnen neben einander. Das Leben schmückte sich mit der sinnlichsten Farbenpracht, alle Stände wetteiferten in rauschenden Genüssen. Kampfeslust und Minnedienst erhielten die ritterlichen Kreise in beständiger Bewegung, Unternehmungsgeist, Kraftgefühl und Reichthum trieben die Städter an, mit ihnen zu wetteifern und sie im üppigen Genusse zu überbieten. Selbst das Landvolk feierte seine Feste mit rauschender Musik und Reigentänzen, beim Becher und in derben Gelagen, und die Weltgeistlichkeit, im Besitze reicher Pfründen, in steter Berührung mit allen Klassen des Volks, konnte oft den Lockungen der Sinnlichkeit nicht widerstehen und gab dem strengeren Beobachter vielfaches Aergerniss. Daneben stand aber auch die klösterliche Ascetik in vollster Blüthe; der strenge Orden der Cistercienser verbreitete

¹⁾ Der schon erwähnte Cäsar von Heisterbach eifert gegen mehrere derselben, gegen Landgraf Ludwig den Eisernen von Hessen (Dist. I. c. 27. 34. XII. 2), den Grafen Wilhelm von Jülich (XII. 5) und Andere. Er nennt sie ausdrücklich Tyrannen.

sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Zahllose Jünger strömten zu den einsamen Thälern, in denen seine Klöster aufstiegen, und wetteiferten in Entsagung und Kasteiung; Bussprediger durchzogen die Städte, Einsiedler flohen aus dem geräuschvollen Treiben in Berge und Einöden, zarte Frauen büßten ihre Sünden in härtester Abtödtung. Und dieselben Ursachen, welche den Charakteren jene Entschiedenheit gaben, bewirkten auch plötzliche Bekehrungen und Uebergänge; ein Augenblick, ein flüchtiges Wort, ein Gleichniss gab den leicht erregbaren Gemüthern eine andere Richtung, welche sie mit derselben Energie verfolgten, wie ihr bisheriges Treiben. Wie reich war das Leben an anziehenden Zügen und Ereignissen, wie viel Stoff bot es dem aufmerksamen Beobachter! Schon aus Geschichtschreibern und Dichtern können wir auf diese bunte Vielgestaltigkeit des Lebens schliessen; aber anschaulicher und zuverlässiger wird sie uns in manchen bescheideneren Aufzeichnungen vorgeführt, von denen ich vorzugsweise die schon wiederholt von mir angeführten Dialoge des Cisterciensers Caesarius von Heisterbach nennen will. Der Verfasser, Novizenmeister des Klosters, beabsichtigt in diesem um 1220 geschriebenen Buche nur die Belehrung der jüngeren Brüder für ihren klösterlichen Beruf. Aber er belegt jeden Satz, jede Distinction mit Beispielen und zwar nicht mit erfundenen oder aus dem Schatze der Legenden oder alter Geschichten entnommenen, sondern mit selbst erfahrenen oder ihm berichteten aus der jüngsten Vergangenheit, meist aus seiner Nähe, aus den Städten und Klöstern des Rheinlandes, von deutschen oder höchstens französischen Fürsten und Grossen; er nennt gewöhnlich die handelnden Personen, er oder sein Gewährsmann hat sie selbst gekannt; er versichert nur Wahres berichten zu wollen¹⁾. Dass er dennoch auch bei dieser Beschränkung so viel Anziehendes, so viele bald romantische, bald lehrreiche, bald auch komische Hergänge zu erzählen hat, ist ein Beweis theils der Lebensfülle und Thatkraft dieser Zeit, theils aber auch der verbreiteten Neigung zum Erzählen, durch welche solche Beobachtungen von Ort zu Ort verbreitet wurden und auch in die Zelle des Mönchs drangen.

Allerdings nehmen unter seinen Geschichten die Wunder eine grosse Stelle ein, und zwar oft Wunder, bei denen nicht bloss unsere Kritik, sondern auch unsere Moral Bedenken findet, weil sich die Himmelmächte allzuweit zu menschlichen Ansichten und Schwächen herabzulassen scheinen. Allein auch diese Wundergläubigkeit ist ein charakteristischer, mit den Vorzügen der Zeit zusammenhängender Zug. Man mag in ihr ein Zeichen des

¹⁾ Ich benutze diese Gelegenheit, um auf die kleine aber inhaltreiche Schrift von Alexander Kaufmann, Caesarius von Heisterbach, ein Beitrag zur Culturgeschichte des 12. und 13. Jahrh. Köln, 1862, aufmerksam zu machen, welche mit Gelehrsamkeit und poetischer Anschaulichkeit die interessantesten Resultate aus dem Buche des Caesarius zusammenstellt und ein Sittengemälde seiner Zeit giebt.

Leichtsinn erblicken, welcher vermeintlich höhere Erscheinungen ohne den erforderlichen Ernst der Prüfung aufnimmt, eine Aeusserung der Sinnlichkeit, welche äussere Zeichen fordert, die Folge einer unklaren Religiosität, welche die auch zum Verständniss der Offenbarung unentbehrliche Kenntniss der wirklichen, gottgeschaffenen Natur verschmährt oder vernachlässigt. Aber sie hängt auch mit den besten Eigenthümlichkeiten des Zeitalters zusammen, mit der überwiegend frommen Stimmung, welche nur von höheren Dingen wissen will und alles Andere dahingestellt sein lässt, mit der gläubigen Gesinnung, welche nur von oben Hülfe erwartet, mit der Wärme, welche die heiligen Gegenstände stets in der Erinnerung hat, mit der Kraft der Phantasie, welche das Erhoffte oder Gefürchtete wirklich zu sehen glaubt. Die Wundergläubigkeit nimmt im gemeinen Bewusstsein dieselbe Stelle ein, wie die symbolische Weltauffassung, welche ich früher als die Blüthe mittelalterlichen Gedankens geschildert habe, in der Wissenschaft. Beide beruhen auf dem erwachenden Gefühle für die Natur bei noch ungeschwächtem und ausschliesslichem Glauben an die aus der Offenbarung hergeleitete kirchliche Tradition, beide wollen den Einklang zwischen den Thaten der Wirklichkeit und der göttlichen Weltregierung herstellen. Sie unterscheiden sich nur, indem diese auf das Allgemeine gerichtet, den bleibenden, tieferen Zusammenhang, die Spiegelung des göttlichen Wesens in der Natur, zu schauen strebt, jene am Einzelnen haftend ein plötzliches, sinnliches Eingreifen der höheren Mächte in den Weltlauf voraussetzt. Beide beruhen auf einer tieferen Wahrheit; denn gewiss sind Spuren des göttlichen Geistes in den allgemeinen Einrichtungen der Natur und göttliche Fügungen in den menschlichen Schicksalen vorhanden. Sie gestalten diese Wahrheit allerdings sinnlich und einseitig, aber um so lebendiger. Sie lassen sich nicht Zeit, Erfahrungen über die wirkliche Beschaffenheit der Natur und über die Wirksamkeit des göttlichen Einflusses zu sammeln, aber sie werden auch durch diese Arbeit nicht gehemmt, verlieren sich nicht im Einzelnen, sondern fassen die wesentlichen Züge mit frischem Blicke, wenn auch nicht ohne subjective Willkür auf. Sie gerathen dabei in Irrthümer, aber diese Irrthümer sind entschuldbar und unvermeidlich, weil der Augenblick drängt, weil man zum täglichen Handeln eine Vorstellung von dem Verhältnisse göttlicher und menschlicher Dinge haben muss, weil man das langsame Reifen der Erfahrung nicht abwarten kann. Die Fehler, die wir zugestehen müssen, sind wiederum Fehler der Jugend, und werden durch die Vorzüge der Jugend aufgewogen. Denn derselbe feste Glaube, welcher vorzeitig Zeichen und Wunder annahm, gab auch den festen Boden für die Ausführung kräftiger Thaten, für die Entwicklung freier und mannigfaltiger Charaktere, für genossenschaftliches Wirken. Man grübelte und zweifelte nicht, hielt sich nicht bei dem Untergeordneten und Zufälligen auf, sondern griff kühn

und ohne Aufenthalt nach dem Höchsten. Jene Nichtbeachtung der Natur, die bei beschränkten Personen zu thörichter und schädlicher Leichtgläubigkeit ausarten konnte, gewährte edeln Gemüthern eine beneidenswerthe, gewissermaassen künstlerische Unbefangenheit, welche der gestaltenden Kraft ethischer Motive günstig war.

Es bleibt mir noch eine Seite des Lebens zu berühren, die materielle, und da ist es merkwürdig, dass diese in allen geistigen Beziehungen so rüstig fortschreitende Epoche in Beziehung auf Tracht und Lebensweise im Wesentlichen die alte Sitte beibehielt. Zwar eifern auch jetzt noch die strengeren Moralisten und selbst polizeiliche Vorschriften gegen den Kleiderluxus, aber wir finden nicht, dass bedeutende Veränderungen eintraten. Die Rüstung war noch so schwer, dass man sie Verwundeten nicht so bald wieder anlegen konnte, dass sie, wie Joinville bei einem ihn selbst betreffenden Vorfall erzählt, nicht gestattete, das Schwert rasch zu ziehen. Es scheint sogar, dass die strenge, religiöse Sitte des Ritterthums auf eine Vereinfachung der Trachten führte; wenigstens verschwinden auf den Monumenten die verzierten Ränder der Kleider und wir sehen durchweg schlichte, in graden Falten herabfallende Gewänder. Erst nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kommen wieder reichere Verzierungen vor; Joinville bemerkt, indem er die in seinen späteren Tagen aufkommende grössere Kleiderpracht rügt, dass er auf dem ganzen Kreuzzuge Ludwigs IX. keine Stickerei an Kleidern oder Sätteln gesehen habe. Erst jetzt erfand man auch technische Mittel, die Kettenharnische leichter und bequemer zu machen, und es wurde nun allgemeine Sitte, ein leichtes Oberkleid, an dem man auch wohl schon das Wappenzeichen anbrachte, über der Rüstung zu tragen. Auch die Frauentracht war noch sehr einfach und natürlich, das Obergewand noch ohne Taille, entweder frei herunterfallend oder durch einen Gürtel zusammengehalten, der Hals frei, der Kopf von einem Schleierruche umhüllt, welches das Haar an Stirn und Gesicht unbedeckt liess und frei auf die Schultern herabfiel. Die Pracht des Kirchendienstes und der öffentlichen Feste wurde zwar gesteigert, die Fürsten waren bei ihren Aufzügen von grösserem Trosse von Reisigen und Rossen begleitet, sie umgaben sich zuweilen mit einer schon gleich gekleideten und bewaffneten Mannschaft; man liebte geräuschvolle Freuden, reich besetzte, stark gewürzte Mahlzeiten, bunte Pracht. Aber diese Lust befriedigte sich bei Gelegenheit öffentlicher Feier; im Innern des Hauses herrschte noch sehr einfache, strenge Sitte. Die Kirchen und Klöster wurden grösser und mit vermehrtem architektonischen Schmucke errichtet, die Wohnungen blieben enge und niedrig, die häuslichen Bequemlichkeiten beschränkten sich auf das Nothwendige, die Bedürfnisse waren sehr bescheiden. Alle Stände waren noch unverwöhnt und von ungeschwächter Kraft. Die Ritter, in ihrem Kriegs- und Wander-

leben auf Entbehrungen angewiesen, waren überdies von den Pflichten ihres Berufes noch zu sehr erfüllt, um sich auf ihren Burgen einer weichlichen Lebensweise hinzugeben; auch fehlten ihnen die Mittel, um sich Genüsse, welche das eigene Land nicht bot, zu verschaffen. Der Bürgerstand war erst im Entstehen und fühlte die Aufgabe, seinen Reichthum durch Sparsamkeit zu begründen. Die reichen Kaufherren versuchten es wohl schon, sich den Rittern gleich zu stellen, aber ihr Luxus erstreckte sich dann auch nur auf Waffen und Pferde, nicht auf üppige Lebensgenüsse oder auf häusliche Bequemlichkeiten. Ich werde später Gelegenheit haben zu zeigen, wie gering in dieser Beziehung selbst in Italien, dem civilisirtesten Lande, die Ansprüche waren. Auch konnte es nicht fehlen, dass der durch den neu gegründeten Orden der Cistercienser eifrig angeregte Geist ascetischer Enthaltbarkeit auf die Laien einwirkte. Diese Einfachheit der Sitte kam aber wiederum den idealen Bestrebungen zu Statten, indem sie die Gemüther von einer Menge kleinlicher Sorgen befreite.

Ueberblicken wir die ganze Gestaltung des Lebens, so finden wir überall eine Fülle künstlerischer Motive. Die Idealität der Ansichten und Vorsätze, die edle und kühne Sorglosigkeit um materielles Detail, die Festlust neben der Einfachheit des häuslichen Lebens, das Wohlgefallen an der Form und die Neigung zum Phantastischen, alles weist auf einen künstlerischen Beruf hin. Selbst wo der trockenste Verstand herrscht, in der Scholastik, zeigt sich dies künstlerische Element in dem Begnügen an formeller Wahrheit, in der Betonung der symmetrischen Gestalt der Schlüsse. Wir Neueren neigen dahin, die Kunst nur als das unvollkommene Abbild des Lebens zu betrachten, von dieser Epoche kann man umgekehrt sagen, dass das Leben nur ein unvollkommenes, in ungünstigem Stoffe ausgeführtes Kunstwerk war.

Alles drängte daher zur Kunst hin, sie musste nothwendig als die höchste Spitze und Blüthe des Lebens unmittelbar aus demselben hervorgehen, den Versuch machen, seine idealen Tendenzen in reinerem Stoffe zu vollkommenerer Ausführung zu bringen.

Vor Allem gilt dies von der Poesie, die ja in allen Zeitaltern dem Leben näher steht, als die anderen Künste, und daher bei naturgemässer Entwicklung den Reigen der Künste zu eröffnen pflegt. Die sich stets und auch hier wiederholende Erscheinung, dass die Literatur der Völker nicht mit der Prosa, sondern in dichterischer Form beginnt, beruht theils darauf, dass in dieser Jugendzeit die Völker mehr Empfindungen als Gedanken, mehr Begeisterung als Kritik haben, theils aber auch darauf, dass die Bedeutung und innere Schönheit der Sprache, dies grosse, in späteren Tagen übersehene Wunder, ihnen plötzlich aufgeht, dass sie sich mit Erstaunen im Besitze des mächtigsten Mittels zum Gedankenaustausch und zur Erregung des Gefühls sehen, und es mit Anstrengung aller Kräfte und mit Auf-

merksamkeit auf die Verschiedenheit des Klanges gebrauchen. Beide Ursachen wirkten jetzt gemeinschaftlich zu Gunsten der Nationalsprachen. In demselben Augenblicke, wo die Laienwelt von neuen Gedanken und Gefühlen mächtig erregt war, machte sie auch die Entdeckung, dass ihre Sprache, die bisher verachtete und von der lateinischen zurückgedrängte, nicht bloss bildungsfähig, sondern für den Ausdruck eben dieser Gedanken und Gefühle an sich und durch die Musik ihres Tonfalls und des Reimes fähiger sei, als jene. Daher bemächtigten sich denn alle Stände dieses neuen Besitzthums mit Begeisterung. Von den Liedern, die in den unteren Schichten des Volkes um diese Zeit entstanden, ist, wenigstens in ursprünglicher Form, nichts auf uns gekommen; ohne Zweifel waren es mehr Naturlaute, als künstlerisch durchbildete Dichtungen. Die Gelehrten hielten sich im Ganzen dieser Bewegung fern, obgleich auch sie, wo es darauf ankam, den innigsten Empfindungen Worte zu leihen, die Landessprache nicht verschmäheten, wie wir denn wissen, dass Abälards Lieder an Heloïse, die Liebeslieder des Meisters der abstractesten Philosophie an die gelehrteste Frau, Gemeingut wurden und auf allen Strassen von Paris erschallten¹⁾. Indessen war dies nur eine Ausnahme; im Ganzen blieb die kunstmässige Ausbildung der Poesie auf die ritterlichen Kreise beschränkt, hier aber erreichte sie auch gerade innerhalb dieser Epoche ihre höchste Blüthe. Die Provenzalèn, die einzigen, bei denen der Minnegesang schon früher erwacht war, hatten jetzt ihre drei grössten Dichter, die drei Illustren, wie Dante sie nennt, Bertrand de Born, Arnault Daniel und Girault de Borneil, die Sänger der Waffen, der Liebe und der Tugend, wie er sie bezeichnet²⁾. Bei den Nordfranzosen bildete sich die erzählende Dichtung aus; Chrétien de Troyes und unzählige Andere wussten ihre Zuhörer durch den Vortrag mannigfaltiger, phantastischer Sagen zu begeistern. Etwas

¹⁾ Heloïse selbst berichtet es: *Frequenti carmine tuam in ore omnium Heloïsam ponebas; me plateae omnes, me domus singulae resonabant.* Sie bemerkt dabei, dass unter allen Eigenschaften Abälards, durch welche er die Herzen der Frauen gewann, keine mächtiger wirkte, als seine Sängergabe (*dictandi et cantandi gratia*). Sie nennt seine Lieder *amatorio metro vel ritmo* verfasst. (*Petri Abaelardi Opp. Epist. II, p. 46.*) Die von Greith publicirten religiösen Hymnen (welche dieser als Allegorien für seine Liebe betrachtet) könnten hienach wohl schwerlich gemeint sein. Auch war das Verständniss des Lateinischen schwerlich so verbreitet, dass jene Liebesgedichte, wenn sie (wie Leroux de Lincy, *Recueil de chants historiques*, 1841, S. VI annimmt) lateinisch gewesen wären, Abälard die Gunst der Frauen, von denen Heloïse im Allgemeinen spricht, verschafft haben könnten.

²⁾ Dante, *Vulg. eloqu. lib. II, cap. 2.* *Circa quae sola [armorum probitatem, amoris ascensionem et directionem voluntatis] si bene recolimus, illustres invenimus vulgariter poetasse, scil. Beltramum de Bornio arma, Arnoldum Daniele amorem, Gerardum de Bornello rectitudinem.* — Diez, *Leben und Werke der Troubadours*, S. 180.

später, nicht ohne Anschluss an diese Vorgänger, aber mit unendlich grösserer Gedankentiefe, Zartheit und Kraft, erhob sich auch die deutsche Dichtung; der kurze Zeitraum von 1180 bis etwa 1220 umfasst, ausser einer grossen Zahl anderer bekannter und unbekannter Sänger, die grossen Namen des Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide und Gottfried von Strasburg, denen kein gleichzeitiger Dichter einer anderen Nation, kein deutscher bis auf die neuere Blüthezeit unserer Poesie an die Seite zu stellen ist.

Allein so bedeutend die Werke dieser Dichter sind, hatten sie dennoch für die weitere Entwicklung der geistigen Bildung nur einen bedingten Werth. Ein wahrhaftes Volksgedicht, das wie ein grosser Strom von der Gesamtkraft des Volkes angeschwellt ruhig dahin fliesst, die ursprünglichen Anschauungen von göttlichen und menschlichen Dingen zusammenfasst und gestaltet, und so die Quelle künftiger Entwicklung wird, eine Ilias und Odyssee, konnten die neueren Nationen nicht hervorbringen. Die romanischen Völker nicht, weil sie den Naturzustand, aus welchem allein solche Urdichtung hervorgehen kann, gar nicht gehabt hatten, weil sie sich erst jetzt durch die Mischung verschiedener Volksstämme zusammenschlossen, wo die Einzelnen nicht mehr vollständig und naturkräftig mit dem Ganzen verwachsen waren. Die Deutschen waren zwar aus natürlicher Wurzel entsprossen und einigen Stammes; aber dieser Stamm war durch das Christenthum veredelt und ein neuer geworden, seine geistige Wiedergeburt war von seiner natürlichen Entstehung durch eine weite Kluft gesondert. Zwar war es ein unschätzbare Vorzug, dass die deutsche Heldensage, nachdem sie drei Jahrhunderte hindurch zurückgedrängt und übersehen, aber nicht gänzlich untergegangen war, jetzt wieder belebt werden und angestammte Gefühle und Anschauungen wieder erwecken konnte. Aber volles Leben konnte sie doch nicht wieder gewinnen, das religiöse Element, das Lebensblut der Sage war aus ihr gewichen, nur ihr Körper, so ehrwürdig seine Züge sein mochten, konnte auferstehen. Das Geschlecht, unter das sie zurückkehrte, war nicht an ihr herangewachsen, hatte Gefühle und Bedürfnisse, die in ihr keine Befriedigung fanden. In der That waren die Ursachen, welche das Entstehen einer wahren Nationalpoesie hinderten, bei allen Völkern in gleichem Maasse vorhanden. Durch den Gegensatz des Göttlichen und Irdischen, der Kirche und des natürlichen Lebens, in Folge der von oben herunter sich senkenden, nicht von unten herauf wachsenden Bildung, war eine Scheidung der Stände eingetreten, welche, so nothwendig und heilsam sie sein mochte, doch die Einheit der Nationen brach. Es gab keinen Stand, welcher das ganze Volksthum poetisch vertreten konnte. Nicht bloss das Volkslied musste sich, seiner Natur nach, in bescheidenen Grenzen halten; auch die Ritter waren Laien,

welche die Geheimnisse der Kirche über sich sahen, denen die höhere wissenschaftliche Bildung verschlossen war. Jenes prophetische Element, welches der Nationalpoesie ihre Weihe giebt, war ihnen versagt. Sie hatten nicht das Gefühl des ganzen Volkes, sondern nur das eines, sich von demselben aussondernden Standes zu schildern, und dieser Stand, obgleich der Nation auf der Bahn neuer Gesittung voranschreitend, war vermöge seiner bevorzugten Stellung auf eine künstliche, conventionelle Sitte, auf eine Steigerung gewisser Gefühle über das natürliche Maass hinaus angewiesen. Seine Dichter waren daher auf diese Rücksichten beschränkt, sie konnten nicht aus der Fülle der menschlichen Natur schöpfen, nicht die Töne erschütternder Tragik anschlagen, sie fühlten sich nicht als die Verkündiger ewiger allgemeiner, sondern bedingter, nur für die augenblickliche Stellung ihres Standes gültiger Wahrheiten. Sie hatten es mit idealen Zuständen zu thun, die niemals volle Wirklichkeit erlangen konnten, deren Schilderung nur einen Anreiz zu einem einseitigen Fortschritte geben sollte. Die Kraft und Gediegenheit der grossen historischen, im Kampfe mit den tiefen Gegensätzen des Lebens gereiften Charaktere, die Demuth der klösterlichen Heiligen, der Ernst der Wissenschaft, die Inbrunst einfacher Frömmigkeit, selbst die Innigkeit der natürlichen Gefühle des Volkes fand in der ritterlichen Dichtung keine Stelle. Sie giebt nicht die Urgeschichte des Volkes, nicht die geheiligte Ueberlieferung; sie hat keine Heimath, schweift in allen Ländern und Zeitaltern umher. Ihre Sänger treten als Einzelne auf, als Berichterstatter, nicht von göttlichen Dingen oder von der grossen Vergangenheit, sondern von vereinzelt Abenteuern und persönlichen Gefühlen, oder höchstens von phantastisch entstellten Sagen, welche sie selbst nicht verbürgen, die sie nur scheinbar auf fremde Zeugnisse stützen. Diese anspruchslose Haltung ist ein wesentliches Element der romantischen Poesie, alle ihre Vorzüge hängen damit zusammen; sie gestattet dem Dichter, sich kühner zu bewegen, Unerhörtes zu wagen, sich mit anmuthiger Leichtigkeit zu unterbrechen, der eigenen Phantasie freiesten Aufschwung zu gewähren, die der Zuhörer zu reizen und zu steigern. Aber sie ist auch nicht bloss ein künstlerisches Mittel, sondern eine innerlich begründete, nothwendige Folge der ganzen Stellung der Poesie; sie schloss jene höhere künstlerische Objectivität aus, durch welche die klassische Durchbildung der Poesie bedingt ist, gab den Dichtern eine dilettantische Richtung, verleitete und nöthigte fast zu Ungleichheiten, zur Geschwätzigkeit, zu Künsteleien des Verses und des Gedankens, so dass auch diese Fehler, welche nach Maassgabe der grösseren oder geringeren Fähigkeit der einzelnen Dichter mehr oder minder hervortreten, nicht vereinzelte oder zufällige Erscheinungen, sondern in der Natur der Verhältnisse begründet sind.

Bei alledem haben diese Gedichte doch grosse Vorzüge, die edelsten

Motive aufopfernder Begeisterung und einer grossartigen Weltanschauung liegen vielen zum Grunde, Jugendwärme und Waldfrische wehen uns aus ihnen entgegen. Und noch wichtiger waren sie für ihre Zeit. Die Poesie befreite den Geist von seinen Banden, wagte sich, je laienhafter und dilettantischer desto kühner, auf die Gebiete religiöser und philosophischer Gedanken; sie löste der Phantasie die Flügel, gab den Gefühlen Worte und dadurch ein berechtigtes Dasein, kräftigte und läuterte sie. Aber freilich die höchste Aeusserung ihrer Zeit konnte sie dennoch nicht werden.

In ganz anderer, fast entgegengesetzter Stellung befand sich die Architektur. Die Poesie war neu und ignorirte die Vorbildung, welche die in ihr ausgesprochenen Gefühle und Gedanken unter der Herrschaft des traditionellen lateinischen Elements erhalten hatten. Die Baukunst hatte schon eine Vergangenheit; der Styl der vorigen Epoche, wenn auch auf traditionellen Grundlagen beruhend, war doch ein Erzeugniss des Volksgeistes, der hier ein Mittel der Aeusserung gefunden hatte, während die Sprache ihm noch versagt war. Auch die Architektur erfuhr zwar durch das neue, selbstbewusste Erwachen der Nationalität einen mächtigen Impuls, der aber doch nur eine Umgestaltung der bisher gebrauchten Formen, nicht wie bei der Nationaldichtung ein völlig neues, von den bisherigen Leistungen unabhängiges Erzeugniss hervorbrachte. Der ganze Schatz von Erfahrungen, welche bisher gemacht waren, die ganze noch jetzt bestehende Kraft des lateinischen Elementes blieb ihr unverkürzt. Während die Poesie nur einem Stande angehörte, während das religiöse Leben sie kaum berührte, jedenfalls nicht mit seiner vollen Strömung durchfloss, stand die Architektur im Dienste der Kirche, wurde aber durch die Frische und Kraft der Nationalität, durch die Mitwirkung und Theilnahme aller Stände gefördert. In der vorigen Epoche war auch sie von einem einzigen Stande ausgegangen, aber doch von der Geistlichkeit, von dem Stande, welchem alle Quellen des geistigen Lebens zuflossen, der sich aus allen Klassen des Volkes ergänzte, der nicht, wie die Ritterschaft, die anderen ausschloss. Diese Beschränkung hörte jetzt auf. Seitdem das Selbstgefühl eigener Bildung unter den Laien erwacht war, begannen auch die weltlichen Bauherren und Wohlthäter der Kirchen, Fürsten, Grosse, städtische Obrigkeiten, selbst mitzusprechen, fanden auch die geistlichen Bauherren die tüchtigsten Meister und Werkleute nicht mehr unter ihren Standesgenossen, sondern unter den freien, städtischen Handwerkern. Die Baukunst ging daher, ohne dem kirchlichen Einflusse entzogen zu sein, mehr und mehr in die Hände der Laien über, und wurde von der ganzen Kraft und Wärme des unter ihnen neu erwachten Lebens durchdrungen. Sie musste überdies dem ganzen Volke verständlich sein, hatte in gewissem Sinne die Aufgabe, ihm die religiösen Geheimnisse anschaulich zu machen,

blieb daher stets mit allen Klassen im Wechselverkehr. Sie stand in der Mitte des Lebens, wo alle Richtungen und Thätigkeiten zusammenflossen und verschmolzen. Die ritterliche Poesie und die Scholastik bilden gewissermaßen die Pole des ganzen reich und breit entwickelten Daseins; jene überwiegend Gefühl und Phantasie; diese eben so entschieden abstracter Verstand. Die Architektur stand beiden gleich nahe. Sie ging zwar von religiösen Empfindungen, nicht von dem persönlichen Selbstgefühl aus, das in der ritterlichen Dichtung herrschte. Aber auch die religiösen Empfindungen hatten vom Beginne dieser Epoche an eine Färbung angenommen, welche den ritterlichen Anschauungen sehr nahe stand; in beiden dieselbe Innigkeit, derselbe Schwung der Phantasie, derselbe Drang nach persönlicher Thätigkeit und Mitwirkung. Selbst die Geistlichen waren von solchen Gefühlen ergriffen, und noch mehr die Laien, welche in ihrem Dienste die Bauten leiteten. War daher auch ein unmittelbarer Einfluss der Poesie auf die Architektur nicht denkbar, so waren doch beide einander verwandt. Während nun die Baukunst mit dem harten Stoffe und mit eingewurzelten technischen Gewohnheiten zu kämpfen hatte, und nur mit langsamen Schritten weiter ging, schwang sich die Poesie auf den Flügeln des Wortes und im Bewusstsein gefahrloser Unternehmung kühn und leicht empor, und gab schon ihr Bestes und Höchstes, als jene sich erst anschickte, die letzten Stufen zu erklimmen. Da konnte es dann nicht fehlen, dass sie, die, wenn auch auf die ritterlichen Kreise berechnet, doch kein Geheimniss war und eben so wenig der Geistlichkeit als den leicht erregbaren Künstlern fremd blieb, diese begeisterte und steigerte, sie antrieb, Größeres zu unternehmen und mit jenen Ritterdichtungen zu wetteifern. In der That sind die Spuren dieser Einwirkung ungeachtet der grossen Verschiedenheit des Stoffes und der Aufgaben kaum zu verkennen, sie treten besonders in der zweiten Hälfte der Epoche hervor, wo der Widerstand, den das spröde Material entgensetzte, mehr überwunden war. Es ist überall dieselbe Gefühlsrichtung; in dem Aufschwunge der schlanken Glieder und der weitgespannten Gewölbe dieselbe Kühnheit, wie in den ritterlichen Wagnissen, in den weichen Profilen dieselbe Empfindung, wie in den Liebesklagen, in den Fialen und Strebebögen der hochstrebende, in allen Theilen der kriegerische Sinn, welcher die Ritterwelt durchdrang. Und endlich findet sich selbst im Technischen eine gleiche Aehnlichkeit. Der rastlose Unternehmungsgeist, welcher die Baumeister antrieb, stets Neues und Ueberraschendes zu geben, eine gewisse Eilfertigkeit¹⁾, welche sich auch in den prachtvollsten Werken an der leichten Behandlung und

¹⁾ Die lange Dauer mancher Bauten war nur eine Folge von Unterbrechungen, welche durch den sparsamen Zufluss der Mittel oder aus anderen Ursachen entstanden.

selbst an der Vernachlässigung der Details zeigt, entspricht nur allzusehr der kühnen dilettantischen Weise der Ritterpoesie.

In einem ähnlichen Verhältnisse steht die Architektur zur Scholastik. Es versteht sich, dass ein unmittelbarer Verkehr zwischen der Bauhütte und den Lehrsälen der Philosophen nicht bestand, dass Meister und Gesellen nicht Schurzfell und Meissel ablegten, um den Disputationen zu lauschen. Aber das Bestreben der Forschung und der Geist scholastischer Distinction und Bestimmtheit theilte sich allen Klassen so weit mit, als ihr Beruf dafür empfänglich war, und von keinem galt dies in höherem Grade, als von dem der Architekten. Daher denn bei ihnen das Betonen des geometrischen Elements, die erwachende Neigung zu einem principiel- len und theoretischen Verfahren, zu Unterscheidungen und Gegensätzen der Formen.

Beide Richtungen, die phantastisch-ritterliche und die pedantisch-scholastische, traten indessen in dieser Epoche noch nicht einseitig und störend hervor; sie standen noch völlig unter der Herrschaft sowohl des religiösen Geistes als der Naturkraft des Volkes, und der durch beide bedingten Einheit des Gefühls. Die Architekten waren eben schlichte, aus dem Handwerk hervorgegangene Meister, die sich im Dienste der Kirche fühlten und zunächst mit ihrer technischen Aufgabe vollauf zu thun hatten. Sie verfahren zwar freier als die früheren geistlichen Baumeister, sie kamen nicht aus der Klosterschule, waren nicht von den Traditionen der Antike beherrscht, liebten es, sich in neuen Erfindungen zu versuchen. Aber sie waren Empiriker, die nicht luftigen Theorien folgten, sondern von der erlernten Form ausgingen, diese nur zu verbessern suchten und sich daher mit langsamen Schritten von ihr entfernten. Sie führten überdies selbst den Meissel, ihre Hand hatte sich mit dem Steine vertraut gemacht, ihm die Formen abgelernt, welche ihm am natürlichsten waren; sie dachten gleichsam im Geiste des Materials. Daher der unschätzbare Vorzug ihrer

Die Arbeit selbst wurde rasch vollführt. Suger's bedeutende Bauten in St. Denis waren in wenig Jahren vollendet. In dem 1175 begonnenen Chore der Kathedrale von Canterbury konnte der Dienst schon im Jahre 1180 anfangen; der Bericht des Gervasius, dessen unten ausführlich erwähnt wird, ergiebt Jahr für Jahr das Fortschreiten des Baues. Bei dem Neubau des Klosters Bec in der Normandie verzögerte der Baumeister Ingelramnus, der zugleich am Dome zu Rouen beschäftigt war, nach anderthalbjähriger rascher Arbeit den unternommenen Neubau; der Abt entliess ihn daher und nahm einen andern Meister an, welcher das ganze Werk innerhalb dreier Jahre vollendete (*Chronicon Beccense*, p. 214, im Glossary, Vol. III ad annum 1214). Der Bau der Sainte-Chapelle zu Paris, im Jahre 1243 beschlossen, war, ungeachtet des reichsten plastischen Schmuckes, schon nach acht Jahren beendet. Einfachere, namentlich klösterliche Bauten wurden gewiss noch schneller ausgeführt.

Arbeiten, dass sie nichts verhüllten, dass alle ihre Formen eine unmittelbare, natürliche Wahrheit hatten. Ueberdies gingen sie aus dem Volke hervor, und zwar aus einem Volke von noch sehr einfachen Sitten, das der Natur nahe stand und mit ihrer Weise der Production bekannt war; sie bildeten daher ein so feines Gefühl für organische Entwicklung der Form aus, wie es mit Ausnahme der Griechen kein anderes Volk gehabt hatte. Ihre Werke machen den Eindruck innerer Nothwendigkeit, sie scheinen aus dem Boden zu wachsen, wie die Erzeugnisse der Natur selbst. Die Willkür, welche in den Ritterdichtungen herrscht und ihnen selbst einen Reiz verleiht, fand hier keine Stelle.

Um so merkwürdiger ist es, dass diese schlichten Meister das kühne und künstliche Constructionssystem des gothischen Styles erfanden, welches dem Steine statt der horizontalen Lagerung auf der Fläche des Erdbodens den Ausdruck aufstrebender Kraft verleiht, und so von den unmittelbaren Andeutungen der Natur weit abweicht. Allerdings lag diesem luftigen Systeme eine weise Benutzung statischer Gesetze zum Grunde, und es entstand nicht aus theoretischem Uebermuth oder aus symbolischen Rücksichten; aber es konnte nur in einer Zeit entstehen, welche an künstliche Systeme gewöhnt war, welche auch in der Wirklichkeit über die gemeine Natur hinweg sah, und sich eine Welt von Ansichten und Sitten erschuf, die auf kühnen Voraussetzungen beruhete und durch künstliche Mittel zusammengehalten wurde. Es giebt einen höchst merkwürdigen Beweis der schweigenden, aber mächtigen Einwirkung, welche die geistige Richtung der Zeit selbst auf die statischen Grundlagen der Architektur ausübt.

Auf der Verbindung jener naturgemässen Entwicklung und dieser geistigen Richtung beruhet die Schönheit dieser Architektur; sie löste eben durch ihr Constructionssystem die Aufgabe, das ideale Element als wirkliche Realität, als schlichte Wahrheit darzustellen. Sie wurde dadurch geeignet, auch den feinsten Regungen des Zeitgeistes einen Ausdruck zu verleihen, an seiner weiteren Entfaltung Theil zu nehmen, und auf sie zurückzuwirken. Sie giebt daher das reichste und sprechendste Bild dieser edeln und inhaltreichen Zeit, und hat zugleich durch ihre innere Consequenz und Vollendung eine hohe ästhetische Bedeutung für alle Zeiten.

Die darstellenden Künste dieser Epoche stehen nicht auf gleicher Höhe; sie sind zu sehr auf das Detail der Erscheinung angewiesen, welches in jener idealen Auffassung nicht vollständig verstanden und ausgebildet werden konnte. Aber sie haben doch ungefähr den Werth der Poesie, mit der sie ja auch der Natur der Sache nach in viel näherer Beziehung stehen, als die Architektur. Freilich war der unmittelbare Einfluss der Dichtung nur ein sehr geringer. Wenn Phidias seinen olympischen Zeus

nach den Versen Homers bildete, so konnten die ritterlichen Dichter sich höchstens schmeicheln, den Zeichner, welcher ihre Handschriften zu illustriren hatte, durch die Wärme der poetischen Schilderung zu lebendigeren und ausdrucksvolleren Bewegungen zu begeistern. Dagegen war der mittelbare Einfluss der Poesie auf diese Künste nicht unbedeutend. Wenn die Minnesänger die Anmuth ihrer Damen und die Lieblichkeit des Frühlings feiern, sprechen sie freilich nur leichte, subjective Empfindungen aus; aber ihre Lieder führten doch dahin, das Auge für die Natur zu öffnen, den traditionellen Begriff der Schönheit mit dem Wohlgefallen an der natürlichen Erscheinung in Verbindung zu bringen. Die Spuren eines zunehmenden Gefühls für psychologische Wahrheit, für Lebendigkeit und Ausdruck der Bewegungen finden sich daher in den plastischen Werken bald nachdem die neue Dichtung mehr und mehr Gemeingut geworden war. Vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts an zeigen auch die Pflanzenornamente statt der bisherigen conventionellen Form mehr und mehr eine Aehnlichkeit mit einheimischen Gewächsen. Aber erst noch später, als die Dichtkunst schon auf ihrer Höhe stand und tiefer eingewirkt haben konnte, äussert sich ein stärkeres und richtigeres Gefühl für die Schönheit der menschlichen Gestalt; die Formen werden voller und gerundeter, die Mienen und Bewegungen sprechender und anmuthiger. Und dies geschieht in einer den ritterlichen Dichtungen sehr verwandten Weise, mit derselben Leichtigkeit der Production, mit denselben Schwächen. Die Körperverhältnisse und Ausdrucksmittel sind unbestimmt, wie dort die psychologischen Motive, das Charakteristische ist noch wenig ausgebildet. Tiefere Studien sind überall nicht gemacht, und das Verständniss der Natur äussert sich mehr an weiblichen, als an männlichen Gestalten, befriedigender im Holdseligen und Freundlichen, als im Ausdrucke des Schmerzes oder ruhiger Würde. Können wir daher auch nicht annehmen, dass diese verwandten Aeusserungen direct durch die ritterliche Dichtung hervorgerufen sind, so beruhen sie doch auf der herrschenden Auffassung der Natur und der Lebensverhältnisse, welche durch die Poesie bestärkt und mehr zum Bewusstsein gebracht war.

Das naturalistische Element ist indessen in den darstellenden Künsten nicht so überwiegend, wie in der Poesie, weil es durch den Einfluss der Architektur und der architektonischen Stylgesetze beschränkt wurde. Die Plastik kam grösstentheils nur im Zusammenhange mit kirchlichen Gebäuden vor, sie ging, wie die Architektur, von der Ueberlieferung des strengeren Styles der vorigen Epoche aus, sie wurde von denselben Steinmetzen ausgeführt, welchen die architektonische Arbeit oblag. Auch kann sich ein plastischer Styl stets nur nach dem Vorgange der Architektur bilden; erst wenn das Auge in ihr Formen und Verhältnisse würdigen

gelernt hat, findet es dieselben auch in der organischen Natur. Diese Einwirkung des architektonischen Elements war aber jetzt um so stärker, weil das subjective Naturgefühl noch unbestimmt und formlos war und der Regelung durch geometrische Linien und architektonische Gesetze bedurfte. Und gerade dadurch stand auch diese Kunst in Uebereinstimmung mit dem gesammten Leben der Zeit. Denn auch in diesem forderte das subjective Gefühl auf allen Gebieten noch immer die höhere Regel der Autorität, und entfernte sich von ihr nur zögernd und mit dem Bewusstsein seiner Gebundenheit. Jene ritterliche Poesie konnte mit so leichter, phantastischer Kühnheit umherschweifen, weil sie sich nur als den harmlosen Gegensatz eines ernsten, wohlgeordneten Lebens wusste, und ebenso verrathen alle naturalistischen Aeusserungen im Leben das Gefühl, dass sie nicht der tiefe Ernst, sondern vielmehr harmloses Spiel sind. Die bildende Kunst aber, welche den Schein der Wirklichkeit giebt und im Dienste der Kirche auftrat, musste diese höhere Regel, welche jene nur voraussetzten, an sich selbst durch ihre architektonische Strenge aussprechen. Diese findet sich daher auch an den Werken, welche nicht mit der Architektur selbst zusammenhängen, namentlich an den Miniaturen der Manuscripte, und zeigt auch hier das Element des abstracten Verstandes, das in der Scholastik seinen bestimmtesten Ausdruck hat, aber im tiefsten Wesen der Zeit begründet war. Gerade auf dieser Verbindung eines strengen stylistischen Principes mit dem erwachenden Naturgefühl beruht die Eigenthümlichkeit und der Werth der Darstellungen dieser Epoche. Sie erhalten dadurch den Ausdruck einer jugendlichen und anspruchslosen Naivetät. Die Natur macht sich noch nicht mit eigenwilliger Gewalt geltend, sie erkennt die höhere Regel an und unterwirft sich ihr, sie äussert sich wie der zarte Hauch, mit dem die ersten Frühlingskeime den Wald überziehen, wie das leichte Erröthen auf jungfräulichen Zügen

Alle diese Eigenschaften der Architektur und der darstellenden Künste sind indessen nicht gleich anfangs im vollen Maasse vorhanden, sondern werden allmählig ausgebildet und haben erst am Schlusse dieser Epoche eine gewisse Reife erlangt. Diese Entwicklung zu beobachten, ist die Aufgabe der folgenden Kapitel.